

Feierabend.

Unterhaltungs-Beilage
der
„Sächsl. Volkszeitung“.

Nr. 38.

Sonntag, den 17. September

1905.

Der Weg zum Glück.

Eine wahre Geschichte.

Nach den Aufzeichnungen eines Konvertiten, bearbeitet von
Antonie Haupt.

3. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

So wurden mir der Brief meiner Mutter und das Reisegeld erst nach einigen Wochen eingehändigt, als ich wieder genesen war, und man daran denken konnte, mich aus dem Krankenhause zu entlassen. Ich küßte den ersten Brief meiner Mutter inbrünstig unter Freudentränen und drückte ihn an mein Herz. Ich glaube, die freudige Ungeduld, bald zu ihr zu kommen, beschleunigte meine Genesung.

Ehe ich die große Reise in das fremde Land antrat, ging ich noch einmal zum Abendmahl. Als ich von dem Pastor Abschied nahm, gab dieser mir ein Handschreiben zur Beglaubigung mit. Da meine Mutter wünschte, daß ich als ihr Neffe auftrete, lautete das Schreiben wörtlich folgendermaßen:

„Frau Laura Kaschka in Szegedin übersende ich hier ihren verwaisten Nefen, nachdem derselbe im vorigen Jahre konfirmiert ist, damit sie die bisher nicht mögliche standesmäßige Erziehung ihm nachträglich zu Teil werden lassen, wozu ich den göttlichen Segen wünsche.“

..... Februar 1873.

Wortmann, Pastor.“

Der Herr Pastor sagte mir, daß ich nun in eine ganz katholische Gegend kommen werde. Er verlangte von mir das Versprechen, auch dort ein eifriger Protestant zu bleiben.

Wie gern gab ich dieses Versprechen. Ich gab es nicht allein dem Pastor, ich gab es auch meinem lieben Vater im Himmel. Ich betete: „O wie könnte ich dich, meinen Gott, verlassen, um als Katholik die Maria, die sogenannten Heiligen, ja Bilder aus Holz und Stein, die sie sich machen, anzubeten! Nein, lieber will ich sterben, als dich, meinen barmherzigen Gott, verleugnen.“

Mit den besten Vorsätzen, mit einem Gefühle unbegrenzter Dankbarkeit gegen die göttliche Fürsorge ging ich zur Bahn und hin zur Mutter.

Ja, hin zur Mutter, zur allerbesten Mutter, zur heiligen katholischen Kirche! Wenn mir einer gesagt hätte: „Uebers Jahr bist du ein Katholik“ — was würde ich ihm gesagt haben? Empört würde ich ausgerufen haben: Lieber lasse ich mich zu Tode martern, als daß ich meinem allgütigen Gott untreu werde!

Während der langen Reise — sie dauerte mit dem Schnellzuge ohne nennenswerten Aufenthalt fast 48 Stunden — lebte ich nur ein Innenleben: Ich achtete nicht auf die Länder, die wir durchflogen, ich achtete nicht auf meine Mitreisenden. Mit halbgeschlossenen Augen malte ich mir hundert erste Begegnungen mit meiner Mutter aus. Ich sann darüber nach, wie ich sie begrüßen, womit ich sie anreden sollte. Dann wieder plagte mich der Zweifel, ob sie mich am Bahnhofe auch gleich erkennen, ob sie mich nach der Beschreibung, welche ich ihr von meinem Aeußeren gegeben, im Getriebe herausfinden werde, und immer größere Aufregung bemächtigte sich meiner.

Nach mir fast endlos dünkender Fahrt befand ich mich allein in der Wagenabteilung. Da nahm ich mein Gesang-

buch hervor, schlug es aufs Geradewohl auf und traf das Lied:

„Ich habe nun den Grund gefunden,
Der meinen Anker ewig hält.“

Etwas Passenderes hätte ich nicht aufschlagen können. Ich wiederholte immer und immer wieder den letzten Vers:

„Bei diesem Grunde will ich bleiben,
So lange mich die Erde trägt.
Dies will ich denken, tun und treiben,
So lange sich ein Glied bewegt.“

Ich labte und tröstete mich an den frommen Versen. Noch war ich ganz in mein Buch vertieft, da hielt der Zug. Ich war am Ziel. — Wie schlug mir das Herz! Meine Habseligkeiten raffte ich zusammen und verließ den Wagen. Draußen ließ ich meine Wicke forschend über das Getümmel gleiten.

An einem vornehm aussehenden Paare, welches in ruhiger Haltung abseits stand, blieb mein Auge haften. Der gelehrt dreinschauende Herr mit dem langen schwarzen Schnurrbart und die schöne Frau mit den glänzenden dunklen Augen und dem welligen schwarzen Haar, sie fesselten unwillkürlich meine Blicke. Angezogen wie von magnetischer Kraft ging ich in deren Nähe, da hörte ich, wie die Dame zu ihrem Gatten sagte:

„Je crois, cest lui.“

Gleich darauf schritt sie auf mich zu und schaute mir tief in die Augen.

„Ottomar?“ bebte es leise und fragend über ihre Lippen.

„Ja, ich bin's!“ vermochte ich nur zu stammeln; dann kam es über mich wie ein Starrkrampf, ich konnte die Lippen nicht mehr bewegen. Die Mutter aber, schnell gefaßt, vermied jede Rührigene; sie nahm mich bei der Hand und führte mich zu ihrem Gatten.

„Hier lernst du deinen Stiefvater kennen, lieber Ottomar. Du wirst zu ihm Oheim sagen, ebenso wie du mich Tante nennen wirst,“ so gab sie mir ihre bestimmten Unterweisungen.

Der Herr Professor bot mir steif die Rechte, und ich, noch immer keines Wortes mächtig, legte die meinige flüchtig hinein, dann schritten wir gemeinsam in die Stadt.

„Zunächst gehen wir zu deiner Großmutter, sie erwartet uns,“ sagte meine Mutter. Mühsam nach Atem ringend, ging ich an ihrer Seite. Eines klaren Empfindens war ich mir nicht bewußt, nur ein dumpfes Schmerzgefühl hatte ich nach der hochaufjauchenden Freude.

Wir kamen in das Haus meiner Großmutter. Eine Jungfer meldete uns. Sofort erschien im Türrahmen die Gestalt einer ehrwürdigen alten Dame, deren freundliches, feines Gesicht von grauen Löckchen umrahmt war.

„Ottomar, mein Enkel!“ klang zitternd die Stimme der Greisin und sie fand ihren Weg zu meinem Herzen.

Ich flog die Stufen hinauf und lag im nächsten Augenblicke schluchzend, lachend und weinend in den Armen derjenigen, die einst meiner Mutter das Leben gab.

Gleich darauf waren wir alle in Großmütterchens gemütlichem Wohnzimmer versammelt. Mir zum Willkommen hatte sie ein kleines Mahl herrichten lassen. Ich mußte nun erzählen von meiner Kindheit. Unbeholfen und schüchtern tat ich das.